

GUNNA  
WENDT

Lena Christ  
*Die Glückssucherin*

Biografie



LangenMüller

GUNNA  
WENDT  
Lena Christ  
*Die Glückssucherin*  
Biografie

Mit 38 Abbildungen

LangenMüller

Besuchen Sie uns im Internet unter:

[www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de)

© für die Originalausgabe und das eBook: 2012 Langen*Müller* in der F. A.

Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzl

Umschlagfoto: Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München

Herstellung, Satz und eBook-Produktion: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten

ISBN 978-3-7844-8130-2

# Inhalt

## *Prolog*

Kein Tag zum Sterben

1

Wo ist mein Vater?

2

Ein Großvater, der alles kann

3

Die Künikammer

4

Das wilde Kind

5

Die überflüssige Wirtsleni

6

Mütter und Töchter

7

Der Tod im Leben

8

Der Singvogel

9

Fluchtlinie 1: Kloster

10

Das Bachstelzerl

11

Fluchtlinie 2: Ehe

12

Kinder, Krise, Kollaps

13

Der Entdecker

14

Fluchtlinie 3: Schreiben

15

Überleben im Krieg

16

Land und Stadt

17

Der Bub

18

Der letzte Akt der Selbstinszenierung

*Zeittafel*

*Literatur und Quellen*

*Bildnachweis*

*Dank*

# Prolog

## Kein Tag zum Sterben

*Nichts ist, wie es je war. War wahrscheinlich nicht mal so,  
als es noch war, wie es war.*

RICHARD POWERS

Zu Allerseelen 2011 machte ich mich in aller Frühe auf den Weg zum Waldfriedhof, um Lena Christs Grab zu besuchen. Es war nicht mein erster Besuch bei ihr. Ich war schon einmal dort gewesen – lange bevor ich den Plan fasste, ein Buch über sie zu schreiben. Damals allerdings eher zufällig. Der riesige Friedhof im Münchner Westen, der vor etwas mehr als hundert Jahren großzügig als Park im Hochwaldforst des Schlosses Fürstenried angelegt wurde, lockte zum Spaziergang. Ich ließ mich treiben und blieb dann und wann an einem bekannten Namen hängen: Heidi Brühl, Barbie Henneberger – Schauspielerin, Skiläuferin – Idole meiner Kindheit, alle jung gestorben. Genau wie der legendäre Opernsänger Fritz Wunderlich und die Schriftstellerin Lena Christ. Auch an Frank Wedekinds Grabstätte mit dem auf einer Kugel balancierenden Pegasus kam ich damals vorbei. Ein Zeitgenosse Lena Christs, den sie jedoch nicht kannte, denn die Schwabinger Boheme war kein Platz für sie gewesen.

Diesmal steuerte ich gezielt Lena Christs Grabstelle an. Ich wollte schon früh dort sein, um nicht zu vielen Menschen zu begegnen. Der Brauch, die Toten an einem bestimmten Tag im Jahr zu besuchen, ist für mich fremd und tröstlich zugleich – wie viele andere Rituale auch, die den Überlebenden Halt und Orientierung geben. Ich vermutete viele Menschen in der Umgebung des Grabes und war dann

überrascht, dort ganz allein zu sein. Während ich mich noch darüber wunderte und meinen Blick über die Tafel mit den Lebensdaten schweifen ließ, glaubte ich plötzlich meinen Augen nicht zu trauen: Das Todesdatum war falsch! 31.6.20 lautete die Inschrift auf dem Holzkreuz - ein Datum, das es gar nicht gab. Ein Tag, den es gar nicht gab. Denn der Juni hat bekanntlich nur dreißig Tage. Wie konnte das geschehen? Und vor allem: Seit wann stand die falsche Zahl dort?



1 Grabstätte auf dem Münchner Waldfriedhof: Lena Christ, ihre jüngste Tochter, ihr Halbbruder und dessen Ehefrau

Ich erinnerte mich, dass ich auch bei meinem letzten Besuch einige Jahre zuvor Fotos gemacht hatte und dass sich in einigen Büchern über Lena Christ Abbildungen ihres Grabes befanden. Auf einmal konnte ich es kaum erwarten, nach Hause zu kommen und nachzuschauen, brach also meinen Allerseelenbesuch abrupt ab und machte mich auf den Heimweg. Zuerst fand ich das Bild, das ich vor fünf Jahren fotografiert hatte: 31.6.20 war darauf zu lesen. Wieso war es mir nicht schon damals aufgefallen? Dann durchsuchte ich die Bücher verschiedener Autoren über Lena Christ, die 2011, 2004 und 1981 erschienen waren, und fand immer dieselbe Zahl: 31.6.20. Hatte das jahrzehntelang niemand gemerkt? Weder ihre Nachkommen noch Menschen, die über sie geschrieben und ihr Grab fotografiert hatten? Schließlich war der Waldfriedhof ein bedeutungsschwerer und symbolträchtiger Ort für Lena Christ: nicht nur ihre letzte Ruhestätte, sondern jener Platz, an dem sie ihrem Leben ein Ende setzte.

Während ich die Grabbilder aus unterschiedlichen Zeiten miteinander verglich, kam mir Lena Christs Ankündigung in den Sinn, die ihr Ehemann Peter Jerusalem (Pseudonym Peter Benedix) in seinem Buch *Der Weg der Lena Christ* erwähnt. Er berichtet, sie habe vor ihrem Tod versichert, von dort, wo sie nun hingehe, Zeichen zu geben. Dieses Versprechen habe sie gehalten, wie auch ihre älteste Tochter bestätigt habe. Eine Begebenheit, der ich beim Lesen des Buches wenig Beachtung geschenkt hatte, die sich jedoch in diesem Augenblick deutlich in mein Bewusstsein drängte.



Was bedeutet es, wenn als Todesdatum an so exponierter Stelle ein Tag genannt wird, der nicht existierte, den es gar nicht gab? Eine erste Antwort fiel mir spontan ein: Hier gibt jemand keine Ruhe, fügt sich nicht, sondern begehrt auf. »Schau genau hin«, lautet die unmissverständliche Aufforderung. »Hinterfrage die vermeintlich präzisen Fakten. Sie könnten falsch sein.« Mit Fälschungen kannte sich Lena Christ aus. Es heißt, diese waren der Grund für ihren spektakulären Selbstmord mit Zyankali auf dem Waldfriedhof. In verzweifelter finanzieller Not hatte sie Gemälde unbekannter Maler, die sie auf Trödelmärkten erworben hatte, mit den Signaturen bedeutender Künstler wie Franz von Defregger und Franz von Stuck versehen und entsprechend dem Marktwert dieser Urheber verkauft. Eine Aktion, die auffliegen musste - über kurz oder lang -, es war nur eine Frage der Zeit. Aber vielleicht war es ja gerade das, was sie wollte: Zeit gewinnen! Nachdem die Fälschungen entdeckt worden waren, setzte sich die Maschinerie der Anklage und moralischen Verurteilung unaufhaltsam in Gang. In den Zeitungsartikeln sprach man jetzt wieder von der »berühmten« bayerischen Schriftstellerin, als die man sie schon lange nicht mehr bezeichnet hatte. Die Fallhöhe wurde dadurch größer, die Straftat spektakulärer, die Meldung reißerischer.

In Lena Christs Nachlass im Münchner Literaturarchiv Monacensia befindet sich ein Text mit dem Titel *Trauerspiel des Alltags*, der die Tragödie einer Frau erzählt. Der Schluss lautet: »So trat sie denn an das Geländer, und nach wenigen Augenblicken sahen die Leute, die rasch zusammenliefen, drunten im Wasser etwas Dunkles auftauchen und dahintreiben, fast wie ein Stück Holz, das alsbald wieder in dem Strudel versank. Am

nächsten Tag brachten die Morgenblätter über diesen Vorfall ein paar Zeilen, die einer flüchtig überliest, weil es nicht wichtig ist, was da geschah.« Dieses Schicksal teilte die Autorin nicht. »Ihre Verfehlungen wie ihr Freitod gingen damals durch sämtliche Blätter«, berichtet Peter Jerusalem, für ein paar Stunden sei »der Fall Lena Christ« in München Stadtgespräch gewesen.

Sie hatte es geschafft, ihr Tod wurde in den Medien wichtig genommen. Damit hatte sie eines ihrer zentralen Ziele erreicht und im Kampf gegen die Gleichgültigkeit einen Sieg errungen. Es war ein lebenslanger Kampf, den sie führte. Ihre Waffe war das Schreiben. Sie erzählte die Dinge so, dass man sie nicht flüchtig überlesen konnte, sondern mit Herzklopfen in sich aufnahm und miterlebte. Manche Menschen warfen ihr daher vor, sie übertreibe, nehme es mit der Wahrheit nicht so genau. Ein Vorwurf, der auch gegen ihre Zeitgenossin Lou Andreas-Salomé erhoben wurde. Diese war noch ein Kind, als sie von ihrer Begleiterin nach der Schilderung eines gemeinsamen Erlebnisses »phantastischer Beigaben zu den Wirklichkeitsvorgängen« beschuldigt wurde: »Aber du lügst ja!« Auch Lena Christ wusste, dass sie ihre Erlebnisse so spannend gestalten musste, dass sie den Leser nicht unberührt ließen. In ihrer Suche nach Glück war Gleichgültigkeit der gefährlichste Gegner. Sie hatte früh erkannt, dass sie das Gegenteil von Glück war und zerstörerisch wirkte. »Das Schlimmste ist die Gleichgültigkeit«, heißt es in Stéphane Hessels Schrift *Empört euch!* Und im Gespräch mit Alexander Kluge bezeichnet der Komponist Helmut Lachenmann Gleichgültigkeit sogar als eine Form von Gewalt.

Lena Christs Aufbegehren dagegen beginnt mit ihrem ersten Buch, den *Erinnerungen einer Überflüssigen*. Ihre eigene Überflüssigkeit hat sie schonungslos benannt und

konnte sie dadurch einer Verwandlung unterziehen. Das Stigma wurde zur Chance: Wer zu nichts nutze ist, der ist auch zu nichts verpflichtet. Damit entsteht ein Freiraum. Lena Christ hat ihn genutzt, um das Glück zu suchen: »Gleich frisch drauf los und mitten eine ins Glück!«, heißt es in ihrem Roman *Die Rumphanni*. Im Schreiben hat sie es gefunden. Es wurde zur Fluchtlinie, die es ihr ermöglichte, das Leben nicht passiv zu erdulden, sondern aktiv zu gestalten. Aus Ohnmacht war Macht geworden, die Macht einer Schöpferin. »Der große, der einzige Irrtum ist der, zu glauben, eine Fluchtlinie bedeute, dem Leben zu entfliehen, sei eine Flucht ins Reich der Einbildung oder der Kunst. Stattdessen heißt fliehen, Reales erschaffen, eine Waffe finden«, erklärt Gilles Deleuze. Als solche ist Lena Christs Literatur zu verstehen. Damit hat sie sich und ihr Leben verteidigt, selbstständig und souverän, unterstützt von einem Begleiter. Eine Geschichtenerzählerin braucht ein Gegenüber, das neugierig ist. Diese Rolle hat Peter Jerusalem lange Zeit erfüllt. Er sollte wissen, wer sie war, ihm offenbarte sie ihr Selbst oder das, was sie dafür hielt. Das fünfjährige Kind, mit dessen Erlebnissen sie ihre *Erinnerungen einer Überflüssigen* begann, erschien »leibhaftig« vor ihm, genau wie die anderen Figuren ihres Romans, sie »wurden sichtbar mit einer so unheimlichen Deutlichkeit, dass man sie greifen konnte«, staunte Jerusalem. Eine dieser Figuren war die Schriftstellerin Lena Christ. Sie hat sie selbst geschaffen, das Leben denselben Gesetzmäßigkeiten unterworfen wie die Literatur. Daher war es nur folgerichtig, dass sie ihre Schöpfung verschwinden ließ, als es für sie nichts mehr zu erzählen gab. Lena Christ hat sich selbst erfunden und wieder ausgelöscht, ihr Ende 1920 inszeniert als Freitod einer großen Tragödin auf dem Münchner Waldfriedhof. An einem Tag, den es nicht gibt.

# 1

## Wo ist mein Vater?

In einer ihrer *Lausdirndlgeschichten* lässt Lena Christ die Ich-Erzählerin Leni, ihr Alter Ego, eine hoffnungsvolle Entdeckung machen: An einem Haus am Münchner Gärtnerplatz stößt sie auf den Namen ihres Vaters, der als verschwunden gilt. Sie beschließt, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen.

»Ich habe mich furchtbar fein angezogen, damit ich ihm gleich recht gefalle.

Und im Gehen habe ich es mir ausgemalt, wie ich ihn begrüße und so.

Aber wie ich angeläutet habe, ist mir auf einmal schlecht geworden.

Und ich habe schnell geschaut, ob ich nicht noch geschwind abschieben kann.

Es ist aber schon jemand dahergekommen und hat aufgemacht.«

Leni erklärt der überraschten alten Frau an der Tür den Grund ihres Besuchs. Nun erscheint auch der Ehemann der Frau, und Leni erkennt, dass er nicht der Richtige sein kann. »Aber er hat mich gleich ausgefragt, wer ich bin und was ich denn von ihnen will. Da habe ich gesagt, meinen wirklichen Vater.«

Lena Christ kam am 30. Oktober 1881 im oberbayerischen Glonn, etwa 30 km östlich von München, zur Welt. Als Mutter wurde auf dem Standesamt die ledige Maurerstochter Magdalena Pichler aus Glonn angegeben, als Vater der aus Mönchsroth bei Dinkelsbühl stammende

ledige Bedienstete Karl Christ, der bei dem Münchner Rittmeister Hornig angestellt war. Am 7. Dezember 1881 erkannte er vor dem Ebersberger Amtsgericht die Vaterschaft und die damit verbundene Verpflichtung an, bis zum vierzehnten Lebensjahr des Kindes jährlich 120 Mark Alimente zu zahlen. Als Vormund wurde der verheiratete Maurer Mathias Pichler, Magdalena Pichlers Vater, eingesetzt. Im Protokoll heißt es: »Erstbenannte [Magdalena Pichler] bittet vor Allem, den sub 2 benannten Mathias Bichler als Vormund zu verpflichten über ihr am 30. Oktober 1881 außerehlich gebornes Kind Magdalena und bezeichnet dann auf Vorhalt als natürlichen Vater solchen Kindes den miterschiedenen Charl Christ.« Das Protokoll wurde von den drei Anwesenden unterschrieben.

Beglaubigte Abschrift aus dem Geburtsregister  
des Standesamts Glonn

Nr. 43

Glonn, am 1. November 1881

Laut Mitteilung des  
Amtsgerichtes Ebersberg  
vom 7. Dezember 1881  
hat sich der ledige,  
großjährige Bediente  
Carl Christ von Mönchs-  
rode, Bez.-Amt Dingels-  
bühl z.Zt. bedienstet  
bei Rittmeister Horing  
in München, als Vater  
des nebenbezeichneten  
ledigen Magdalena Pichler,  
geborenen Kindes  
bekannt.  
Glonn den 11. August  
1939.  
Der Standesbeamte:  
In Vertretung:  
Decker  
Die Übereinstimmung  
mit dem Hauptre-  
gister beglaubigt.  
Glonn den 11. August  
1939  
Der Standesbeamte:  
In Vertretung:  
Decker

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach  
he- tannt,  
Hebamme Barbara Eichner  
Wohnhaft zu Steinhausen, Ha.Nr.64  
Religion, und zeigte an, daß von der  
ledigen Magdalena Pichler, Maurerstochter  
katholisch Religion,  
wohnhaft in Glonn bei den Eltern Mathias und Magda-  
lena Pichler  
zu Glonn Ha.Nr.48  
am dreißigsten am Oktober des Jahres  
tausendachthundert achtzig und eins nachmittags  
um halb drei Uhr ein Kind weiblichen  
Geschlechts geboren worden sei, welches den Vornamen  
Magdalena  
erhalten habe.



*Decker*

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben  
Barbara Eichner

Der Standesbeamte

Niedermayr Nikolaus

Die Übereinstimmung mit den Eintragungen im Geburtsregister wird hiermit be-  
glaubigt.

Glonn, den 11. August 1939



Der Standesbeamte

In Vertretung: *Decker*

2 Abschrift aus dem Geburtsregister

Später, nach dem Erscheinen der *Erinnerungen einer Überflüssigen*, kam es zu Zweifeln und Legendenbildungen. Obwohl im Amtsgericht Ebersberg aktenkundig, wurde die Vaterschaft Karl Christs infrage gestellt, da einige

Ungereimtheiten aufgetaucht waren. Darunter auch die hohe Mitgift, das »Vatergut« von 8000 Mark, das Lena Christ bei ihrer ersten Eheschließung erhalten hatte. Doch vor allem war Karl Christs Verbleib ungewiss. Wohin war er damals gegangen? Wo hatte er sich niedergelassen? In den *Erinnerungen* lässt Lena Christ die Mutter erklären, er habe 1883 nach Amerika auswandern wollen und sei mit dem Schiff *Cimbria* untergegangen. Dem Wahrheitsgehalt widerspricht, dass er auf der Passagierliste der Hapag-Gesellschaft nicht aufgeführt ist. Der Glonner Geschichtsschreiber Hans Obermair berichtet in seiner Betrachtung zum 125. Geburtstag der Dichterin *Lena Christ und Glonn - Glonn und Lena Christ*, das Schiff sei am 17. Januar 1883 aus Hamburg Richtung New York ausgelaufen, vor der Insel Borkum im Nebel von einem englischen Dampfer gerammt worden und innerhalb kürzester Zeit gesunken. 32 Passagiere und 24 Besatzungsmitglieder wurden gerettet. An keiner Stelle wird ein Karl Christ erwähnt. Lena Christ übernimmt zwar die Auswanderergeschichte in ihren *Lausdirndlgeschichten* - sie scheint von der Idee eines neuen Lebens in der Neuen Welt fasziniert gewesen zu sein -, doch nicht ohne Zweifel: »Meine Mutter sagt zwar, dass er damals, wie der Dampfer *Cimbria* untergegangen ist, auch dabei war. Aber ich glaube es nicht mehr.«

Nachdem lange Zeit nichts Näheres über Karl Christ bekannt war, publizierte Dr. Elisabeth Wolf, eine Verwandte mütterlicherseits, im Internet eine Chronik der Familie Christ. Danach kam Karl Christ am 25.12.1854 in Mönchsroth als siebtes von zwölf Kindern des Tagelöhners Christoph Christ und seiner Ehefrau Anna Karolina, geborene Altreuther, zur Welt. Günter Goepfert schreibt in

seiner Biografie *Das Schicksal der Lena Christ*, die Eltern hätten ihren Sohn aufgefordert, Magdalena Pichler zu heiraten, doch dieser habe mit den Worten abgelehnt, dann könne er ebenso gut den »leibhaftigen Satan« ehelichen: eine frühe Charakteristik der Mutter Lena Christs, die immer wieder kolportiert wird. Elisabeth Wolf führt an, dass Karl Christ und seine Geschwister von ansprechendem Äußeren, schön und stattlich, musisch und künstlerisch begabt und vom Fernweh getrieben waren. Ihr Optimismus und ihre Fröhlichkeit seien manchmal als Leichtsinn diffamiert worden, doch gerade Karl, der eine Lehre als Schmied absolviert hatte, sparte sich ein kleines Vermögen zusammen. Sein Traum war es tatsächlich, nach Amerika auszuwandern. Mit diesem Plan hat Lena Christ auch eine ihrer Protagonistinnen ausgestattet. Immer bereit zu einem Neuanfang, war die Rumplhanni aus dem gleichnamigen Roman nicht auf einen speziellen Ort festgelegt: »Jetzt probier i's amal z'Münka, und is's z'Münka nix, nachha geh i auf Berlin«, kündigt sie an, doch auch Berlin bedeutet keine Endstation: »Wenns da aa nix is, nachher roas' i ganz furt. In's Amerika.«

Karl Christ verschwand wie aus heiterem Himmel, so Elisabeth Wolf. Für seine Eltern sei Magdalena Pichlers Erklärung, er sei mit der Cimbria untergegangen, niemals schlüssig gewesen. Er habe viel zu sehr an seiner Familie gehangen und hätte sich niemals ohne Begründung oder Abschied aus dem Staub gemacht. Dass seine Kleider und Habseligkeiten zu Hause zurückblieben, ließ seine Eltern sogar ein Verbrechen befürchten.

Auch die Umstände, unter denen sich Karl Christ und Magdalena Pichler kennengelernt hatten, sind ungeklärt. In einer Version der Geschichte haben sie sich auf Schloss Zinneberg in Glonn getroffen, wo Magdalena Pichler als Köchin arbeitete. Karl Christ habe seinen Herrn, den



Rittmeister Ewald Hornig, dorthin begleitet. In diesem Zusammenhang tauchte sogar die Vermutung auf, ein Familienmitglied der auf Schloss Zinneberg ansässigen Scanzonis sei Lena Christ's Vater. In ihrem Film *Lena Christ - Heimat und Sehnsucht* geht die Journalistin Evita Bauer dieser Frage nach und lässt Mignon von Scanzoni, eine Nachfahrin, zu Wort kommen. Die Psychologin kann zwar nichts Konkretes zur Aufklärung beitragen, weist aber auf die Funktion von Mythenbildung hin, die hier befriedigend erfüllt sei: Man bringe zwei exponierte Glonner zusammen, die Dichterin Lena Christ und Albert von Scanzoni, der als Vorsitzender des Verschönerungsvereins viel für das Dorf getan habe. Das werte die Geschichte Glonns auf. Doch Hans Obermair widerspricht dieser Einschätzung vehement, sie zeuge von »purer Unkenntnis über Glonn und seine Persönlichkeiten«.

Laut Obermair ist es überhaupt zweifelhaft, dass Magdalena Pichler jemals auf Schloss Zinneberg gearbeitet hat. Er hat ihre Arbeitsverhältnisse in München ab 1877 rekonstruiert. Danach konnte sie zur fraglichen Zeit gar nicht auf Schloss Zinneberg gewesen sein. 1877 trat sie eine Stelle als Dienstmagd, später als Köchin bei Polizeirat Franz Bauer an. Von Oktober 1877 bis April 1879 arbeitete sie bei der Professorentochter von Lindwurm, ab Juli 1879 bei der Hofratsgattin von Huther. Diese Tätigkeit wurde vom 1. September 1881 bis 6. Januar 1882 unterbrochen - vermutlich um die Schwangerschaft und Geburt vor ihrer Arbeitgeberin geheim zu halten. Da sie ab 1879 in der Münchner Hildegardstraße wohnte, in deren Nähe - Kanalstraße 33 - Rittmeister Hornig lebte, ist anzunehmen, dass sie und Karl Christ sich dort begegneten und nicht in Glonn. Nach Lenas Geburt setzte Magdalena Pichler ihre Arbeit im Haus von Huther bis April 1883 fort. Im selben Monat wurde sie als Köchin bei Bankdirektor Hugo Freud

angestellt, blieb dort fünf Jahre und kündigte im Oktober 1888, um den Gastwirt Josef Isaak zu heiraten.

Magdalena Pichlers uneheliche Tochter wurde auf den Namen ihrer Mutter, Magdalena, getauft. Bei ihrem Vormund, dem Großvater Mathias Pichler, und seiner zweiten Ehefrau – die erste war früh verstorben – wuchs sie auf: unbeschwert, unbekümmert, glücklich. »Bei meinen Großeltern ist es furchtbar schön gewesen«, beginnt denn auch eine *Lausdirndlgeschichte*. Dass sie damals ihren Vater vermisst hat, ist unwahrscheinlich. Man vermisst nur das, was man einmal besessen oder erfahren hat. In ihren ersten sieben Lebensjahren waren das weder Vater noch Mutter. Beide waren für das Kind nur abstrakte Instanzen, mit dem Unterschied, dass die Mutter ab und zu im Glonner Hansschusterhaus erschien.

Im Alltagsleben war der Großvater die zentrale männliche Bezugsperson. Er erfüllte die Bedürfnisse der kleinen Lena in ausreichendem Maße – mehr noch, er sorgte liebevoll für sie. Sie empfand keinen Mangel. Wenn sie dennoch über ihren Vater nachdachte, war es wohl eher das Geheimnis, das sie reizte. Die Spekulationen um ihre Herkunft, die durch das Verschwinden ihres offiziell anerkannten Vaters entstanden waren, mussten bei dem fantasiebegabten Mädchen zu abenteuerlichen Mutmaßungen und Theorien führen. Diese waren Wunsch und Trost zugleich und später manches Mal Entschädigung für erlittenes Leid. Sie gaben ihr die Möglichkeit, sich als etwas ganz Besonderes zu begreifen.

Das Motiv des unbekanntem Vaters, der standesmäßig höhergestellt ist als die Mutter, taucht auch in Lena Christs Roman *Mathias Bichler* auf. Erst nach dem Tod ihrer Ziehmutter, der als Hexe diffamierten »Irscherin«, erfährt

Kathrein, die große Liebe des Protagonisten, dass sie die Tochter des »erlauchten Herren« Georg von Höhenrain und der Bauernmagd Katharina Elisabeth Paumgartner zu Stubenberg ist. Der »edle Herr« hatte die junge Frau gesehen, als er auf Hirschjagd war, und ein »groß Verlangen nach ihr verspürt«. Nachdem Kathrein geboren war, zahlte er heimlich für sein uneheliches Kind zwölf Gulden Zehrgeld pro Jahr und hinterlegte fünfhundert Gulden als Aussteuer. Nach dem Tod ihrer Ziehmutter ist aus der »Hexenjungfer« plötzlich ein Herrenkind geworden. Niemand hatte damit gerechnet. Das Leben bot also unerwartete Überraschungen.

Wenn ich an Lena Christs Kindheit denke, habe ich zuallererst ein Bild aus dem Sommer 1911 vor Augen. Da war sie längst kein Kind mehr, sondern saß in München auf einer Parkbank vor der Neuen Pinakothek und schrieb über ihre Kindheit. Um sie herum herrschte munteres Treiben, es war laut und lebendig, doch sie ließ sich nicht ablenken. Endlich hatte sie einen Weg gefunden, Armut, Krankheit und Perspektivlosigkeit, die in den letzten Jahren ihr Leben bestimmt hatten, hinter sich zu lassen. Sie war beinahe dreißig Jahre alt, geschieden, Mutter eines Sohnes und zweier Töchter. Den Sohn hatte sie nach der Trennung zu den Eltern ihres Mannes in Pflege gegeben. Mit Trockenwohnen und Gelegenheitsprostitution hatte sie vergeblich versucht, sich durchzuschlagen. Das Ergebnis: Sie war ins Krankenhaus gekommen, die Töchter ins Heim. 1912 wurde zum Schicksalsjahr und zu ihrer zweiten Geburt. Aus Magdalena Leix, geborene Pichler, wurde die Schriftstellerin Lena Christ. Ihr autobiografischer Roman *Erinnerungen einer Überflüssigen* erschien im Münchner Albert Langen Verlag. Er endet zu dem Zeitpunkt, an dem

sie mit dem Schreiben begann: »Doch das Leben hielt mich fest und suchte mir zu zeigen, dass ich nicht das sei, wofür ich mich so oft gehalten, eine Überflüssige«, lautet der Schlusssatz.

Das, was wir heute über Lena Christs Kindheit wissen, geht zurück auf dieses Werk. Ihr Biograf Günter Goepfert nennt die *Erinnerungen* »subjektiv, mitunter dichterisch verfremdet«. Das Buch *Der Weg der Lena Christ*, das ihr zweiter Ehemann schrieb, bezeichnet er zu Recht als »ichbezogen«. Doch lässt sich nicht von der Hand weisen, dass es Peter Jerusalem war, der das große erzählerische Talent Lena Christs erkannt und gefördert hat. 1911 hatte sie begonnen, als Diktatschreiberin für ihn zu arbeiten. Den Künstlernamen Peter Benedix, unter dem er publizierte, nahm er in den 1930er-Jahren an.

Aus der anfangs beruflichen Verbindung wurde bald auch eine private. Sie zog zu ihm nach Fürstfeldbruck. Weil sie zu dieser Zeit nur schwer allein sein konnte – sie litt besonders unter der Trennung von ihren Kindern –, begleitete sie ihn, wenn er in München zu tun hatte. Mehrmals in der Woche gab er einer amerikanischen Studentin Nachhilfestunden. Während er in der Türkenstraße Unterricht erteilte, richtete sich Lena ihren Schreibplatz auf einer Bank vor der nahegelegenen Neuen Pinakothek ein.

Wahrscheinlich waren die Erinnerungen, Assoziationen, Wachträume zu bedrohlich, wenn sie allein zu Hause war. Alleinsein war ebenso anstrengend wie das Zusammensein mit Menschen. Am entspannendsten war das Untertauchen in alltägliches Geschehen, ohne direkt daran beteiligt zu sein. Ein Mensch mit einem so extrem hohen Grad an Sensibilität wie Lena Christ – heute ist das Phänomen der Hochsensibilität bekannt – musste versuchen, die Überflutung von Eindrücken abzuwehren. Sie fühlte sich

permanenten Angriffen – äußeren wie inneren – ausgesetzt, über die sie mit niemandem reden konnte.

Die Begegnung mit Jerusalem leitete eine Phase der Ruhe und Entspannung in ihrem Leben ein. Nach der Entlassung lernte sie den Mann kennen, der ihr Sicherheit gab und sie gleichzeitig zu Neuem inspirierte, ihr erzählerisches Talent entdeckte, förderte und ihr eine Fluchtlinie eröffnete, die für ihr Leben von existenzieller Bedeutung sein würde: das Schreiben.

Peter Jerusalem verkörperte eine Zeit lang das, was Lena Christ so dringend gesucht und mit dem Wort »Vater« auf den Begriff gebracht hatte: den Beschützer, den Retter, all das, was sie seit dem Tod ihres Großvaters schmerzlich vermisst hatte. Eine ihrer *Lausdirndlgeschichten* trägt sogar den Titel *Wo ist mein Vater?* Sie beginnt mit dem Ergebnis: »Es war alles umsonst. Ich habe ihn doch nicht gefunden.« Einer der meisterhaften Anfänge Lena Christs, von denen es viele beeindruckende Beispiele in ihrem Werk gibt. In dieser *Lausdirndlgeschichte* wird sie für ihre erfolglose Suche zumindest entschädigt. Sie bekommt eine Tasse mit der Aufschrift »Sei glücklich« geschenkt. In ihrem Nachlass befindet sich ein Glas mit derselben Aufschrift. Die Aufforderung zum Glück zieht sich durch ihr Leben und Werk. Auch in den *Erinnerungen einer Überflüssigen* taucht eine Variante dieser Glücksbeschwörung auf: »Auf dem sauber gedeckten Tisch standen zierliche Tassen und Kannen, deren eine jede in einem bunt gemalten Kranz die goldene Inschrift trug: Lebe glücklich!«

In der Geschichte *Die Familienfeier* ist die Suche nach dem Vater beinahe identisch mit der Suche nach dem Glück:

Nachdem Leni seinen Namen im Münchner Adressbuch entdeckt hat, fasst sie einen Plan:

»Wenn ich am Sonntag in die Vesper oder in die Kapuzinerpredigt gehen muss, dann suche ich ihn.

Vielleicht ist er es.

Vielleicht ist er auch recht reich; dann wird es fein.«

Peter Jerusalem und der Kritiker Josef Hofmiller werteten die *Lausdirndlgeschichten* als Fehltritt und »Entgleisung«. Hofmiller, der Lena Christ's *Erinnerungen* überschwänglich gelobt hatte, wandte sich sogar für eine Weile von ihrer schriftstellerischen Arbeit ab. Hans Obermair berichtet, aufgrund der *Lausdirndlgeschichten*, in denen sich viele Glonner wiedererkannten und nicht von ihrer besten Seite dargestellt fühlten, sei Lena Christ in ihrem Heimatort immer umstritten gewesen. Eine Ausgabe des Buches von 1913, die er in einem Glonner Nachlass gefunden hatte, bewies, dass es im Ort bekannt war. Der Text wurde als »Bleckerei« aufgefasst und konnte daher nicht auf positive Resonanz hoffen. Man nahm der Autorin übel, dass sie die Menschen, unter denen sie eine Zeit lang gelebt hatte, karikierte und diffamierte. Doch auf diese Vorwürfe konnte und wollte Lena Christ keine Rücksicht nehmen.

Sie sei durch eine Veranstaltung, bei der Ludwig Thomas 1905 erschienene *Lausbubengeschichten* vorgetragen wurden, angeregt worden, eine weibliche Variante dazu zu schreiben, berichtet Jerusalem. Die Umschlagzeichnung entwarf sie selbst: ein Mädchen mit frechem Profil und widerspenstigem Zopf. Jerusalem hatte sie in diesem Projekt bestärkt, da er sich davon einen wirtschaftlichen Erfolg versprach, den sie zu diesem Zeitpunkt dringend benötigten. Der Münchner Verleger Martin Mörikes erklärte sich sofort dazu bereit, ein solches Buch zu

publizieren, und zahlte einen hohen Vorschuss, nachdem der Langen Verlag das Buch abgelehnt hatte. Es habe unter einem »Unstern« gestanden, so Günter Goepfert, und zu der falschen Annahme geführt, Lena Christ sei von Anfang an stark von Ludwig Thoma beeinflusst worden. Diese Auffassung ist auch in viele Publikationen zu ihrem Gesamtwerk übernommen worden.

Die in den Jahren 1912 und 1913 verfassten kurzen Geschichten aus Kindersicht zeigen jedoch nicht nur Anklänge an Thomas berühmte *Lausbubengeschichten*. Verblüffend ist die Nähe zu einer ungarischen Autorin, deren literarisches Werk siebzig Jahre später im Schweizer Exil entstand: Agota Kristof. Die Zwillinge Lukas und Klaus, die bei ihrer Großmutter aufwachsen, sind die Protagonisten ihres Romans *Das große Heft*. Mit lakonischer Ironie, die das Lachen im Hals stecken bleiben lässt, wird darin die Welt aus kindlicher Sicht geschildert und erscheint holzschnittartig, zweidimensional. Nur das, was auf der Bildfläche sichtbar ist, existiert. Die allmächtige Gegenwart lässt Vergangenheit und Zukunft in so weite Ferne rücken, dass deren Existenz unwichtig wird. Aus den Fragen der Kinder nach ihrem Großvater entwickelt sich ein skurriler Dialog mit der Großmutter:

»Am Abend fragen wir Großmutter:

- Wie war unser Großvater?

Sie sagt:

- Wie? Was? Ihr habt keinen Großvater.

- Aber wir hatten früher einen.

- Nein, nie. Als ihr geboren wurdet, war er schon tot. Also habt ihr nie einen Großvater gehabt.«

Doch Lena Christ hat zum Glück - genau wie ihr Alter Ego in den *Lausdirndlgeschichten* und *Erinnerungen einer Überflüssigen* - einen Großvater. Die Jahre als »Großelternkind« in Glonn zählten zu den glücklichsten ihres Lebens, und nichts deutete darauf hin, dass dieser Zustand einmal enden könnte.



## 2

### Ein Großvater, der alles kann

Lena Christs uneingeschränkte Liebe galt ihrem Großvater, dem sie mit dem Protagonisten ihres Romans *Mathias Bichler* ein ebenso eindrucks- wie liebevolles Denkmal gesetzt hat. In den *Erinnerungen einer Überflüssigen* heißt es: »Der Großvater nämlich verstand sich auf alles, und wo man im Dorf eine Hilfe brauchte, da wurde er geholt. Er war Schreiner, Maurer, Maler, Zimmermann und Kuhdoktor, und manchmal hat er auch dem Totengräber ausgeholfen.«

Mathias Pichler hatte 1851, vierundzwanzigjährig, die fünf Jahre ältere Anna Hauser aus Öd geheiratet und mit ihr fünf Kinder bekommen. Lenas Mutter Magdalena wurde am 1. Januar 1860 als zweitjüngstes Kind geboren. Noch vor der Hochzeit hatte Mathias Pichler von seinen Eltern das »Hansschusterhaus« übernommen. In Lena Christs Werken wird das Anwesen, in dem sie aufwuchs, stets das »Handschusterhaus« genannt. In der Charakteristik ihres Großvaters fährt sie fort: »Und weil er so überall zur Hand war, hieß man ihn den Handschuster, und der Name wurde der Hausname, und ich war die Handschusterleni.« Sie war fasziniert von seinen Händen, denn er »hatte trotz der mannigfachen schweren Arbeit schlanke schöne Hände. Die habe ich in späterer Zeit oft betrachtet, wenn er am Abend auf der Hausbank saß und über irgend etwas nachdachte.« Durch den Austausch eines Buchstabens wird die Bezeichnung eine Hommage an die schönen Hände des Großvaters.

Es müsse dort einmal einen Hans gegeben haben, der das Schusterhandwerk ausübte, meint Hans Obermair, denn die

Hausnamen der Anwesen seien normalerweise durch die Kombination von Beruf und Eigennamen entstanden. Im Saalbuch der Pfarrei Glonn von 1662 wurde das Hansschusteranwesen zum ersten Mal erwähnt. 1821 hatte Lena Christs Urgroßvater das Haus gekauft, dreißig Jahre später ging es in den Besitz seines Sohnes über. Damals war es ein »1 /16 Gütl« mit Wohnhaus und Stall und der Herrschaft und Gerichtsbarkeit der Hofmark Zinneberg unterstellt. Später kaufte der Großvater noch zwei Grundstücke dazu.



3 Geburtshaus in Glonn

Lena Christs Geburtshaus steht nicht mehr. Es wurde 1956 durch einen Neubau ersetzt, an dem eine Gedenktafel mit einem Relief angebracht ist, das Lena Christ im Profil zeigt mit der Inschrift »LENA CHRIST HEIMATSCHRIFTSTELLERIN

GEBOREN HIER IM ALTEN HAUS« und den beiden Jahreszahlen 1881 und 1920. Sie wurde von Theodor Georgii, dem Schüler und Schwiegersohn des Münchner Bildhauers Adolf von Hildebrand, angefertigt. Auch die Straße, in der das Haus steht, trägt den Namen der Schriftstellerin.

Bereits am 27. April 1923 wurde eine Gedenktafel am Geburtshaus angebracht, sie trug die Aufschrift: »In diesem Hause ist's als sie war jung. Lena Christ dies zur Erinnerung 1921«. Demzufolge muss die Tafel sogar noch früher, also nur ein Jahr nach ihrem Tod angefertigt worden sein. Warum man zwei Jahre mit dem Aufhängen zögerte, ist nicht bekannt. Zweifellos gab es in Glonn Widerstände gegen die Frau, die das bayerische Landidyll in ihren Werken einer kritischen Betrachtung unterzog, bei der die Glonner nicht gut abschnitten. Doch nicht nur ihre Bücher erzeugten Unwillen, sondern vor allem ihr Lebenswandel – und ihr Ende. Sie war auf die schiefe Bahn geraten, hatte gefälscht, gelogen, betrogen und mit ihrem Selbstmord eine Todsünde begangen. Dass sie eine große Schriftstellerin war, geriet angesichts dieser Umstände in den Hintergrund. Die ehemalige Hansschusterleni erschien den Einwohnern von Glonn weder als vorbildlich noch als denkmalswürdig.



4 Glonn um 1900

Als Lena Christ zur Welt kam, befand sich der Ort Glonn mitten in der Aufbruchstimmung der Gründerzeit. Er zählte knapp 500 Einwohner. Neue Häuser wurden gebaut, neue Gastwirtschaften gegründet. Während es bis 1862 nur eine Gastwirtschaft gegeben hatte, die das soziale Leben dominierte, wurden innerhalb der nächsten fünfzehn Jahre sieben weitere eröffnet, darunter auch der Gasthof »Neuwirt«, der dem Hansschusteranwesen gegenüberlag. Das Dorf erlebte einen vielfältigen Aufschwung: 1864 wurde es Postort, ab 1883 kam die Personenbeförderung per Kutsche dazu. Schon als Kind erfuhr Lena Christ also, dass es eine Welt außerhalb der Dorfgrenzen gab. Glonn war keine End-, sondern eine Zwischenstation – davor und